

Jannek Ramm

# **Mikrotopia**

Das Café Klatsch als Alltagsbeispiel  
sozialer Bewegungen

UNRAST

## Kapitel 2: Dichtung und Wahrheit

Dass Eliten informell sind,  
heißt nicht, sie seien unsichtbar

Jo Freeman

Es gehört zu den harten Fakten dieser Geschichte, dass Mainz nicht in Hessen liegt. Der an seinen besten Tagen smaragdgrüne Rhein trennt die hessische Landeshauptstadt von der rheinland-pfälzischen. Doch auch da drüben, auf der *ebisch Seit'*, wie man sagt, gibt es selbstverwaltete Betriebe – etwa das Café Nixda. Hinsichtlich Größe und innerer Struktur, bis hin zur Konzeption der Speise- und Getränkekarte ist es dem Café Klatsch sehr ähnlich. Und das nicht zufällig – das ältere Wiesbadener Pendant hilft bei der Gründung und auch darüber hinaus bleiben die beiden Betriebe im Austausch und beeinflussen sich gegenseitig.

Auch das Café Nixda ist Mitte der 1990er-Jahre in mancher Hinsicht mit jenen Krisen konfrontiert, die wir im vergangenen Kapitel kennengelernt haben. Anders als das Café Klatsch, wird das Nixda diese Krise jedoch nicht überleben. 1996 gibt das Projekt sein Ende bekannt. Die Mainzer Szene-Zeitung *Dichtung und Wahrheit*, der wir Anfang der 90er bereits begegnet sind, nimmt dies zum Anlass, ein ausführliches Gespräch mit einigen aus dem Nixda Kollektiv zu führen. In diesem Interview finden sich viele uns nun bekannte Themen.

Da ist zum einen das Schrumpfen der linken Szene, auch in Mainz. Ein »Stückchen Endphase« habe einer der Befragten noch erlebt, berichtet er, »wo es noch eine Szene gab«<sup>1</sup>. Mittwochs habe es im Nixda immer einen Billigbierabend gegeben. Der ganze Laden sei dann voller Punks gewesen. So etwas habe den Laden auch wirtschaftlich getragen – doch das sei »irgendwie total den Bach runtergegangen, weil es keine Szene mehr gab«<sup>2</sup>.

Auch tauchen immer wieder Diskussionen um die Wirtschaftlichkeit des Nixda auf. Zum Beispiel wenn es heißt: »Wenn du für 8 Mark ein Essen bestellt hattest, danach warst du aber auch pappsatt – und dann

war auch noch viel über. Das gehört auch zu den Problemen, so Schwund, was da mit Lebensmitteln gemacht worden ist, die mal teuer eingekauft worden sind. Wenn ich dazu im Gegensatz das Café Klatsch sehe, die nicht so Portionen haben: Wir haben überhaupt nicht wirtschaftlich gewirtschaftet, Null.«<sup>3</sup>, lautet ein ernüchterndes Fazit.

»Du würdest also stärker Preise und Mengen kalkulieren?«<sup>4</sup>, fragt die *Dichtung und Wahrheit* folgerichtig und erhält eine vielsagende Antwort: »Ne, ich fand das ok, dass es so fette Portionen gab, fand ich auch richtig.«<sup>5</sup>

Der wirtschaftliche Ruin mag dem Nixda schließlich das Genick brechen, doch während des Interviews ergeben sich immer wieder Momente, die auf eine tiefere Ebene, auf strukturelle Fragen blicken lassen. Am Anfang noch vage: »Da hat sich nach und nach so eine Nebenstruktur entwickelt, sowas Informelles«<sup>6</sup>, umschreibt es einer. Im weiteren Verlauf wird deutlicher, welche Strukturen hier gemeint sein könnten: »Was ich gehört hab, war, dass man vorher wählerischer war, wer ins Kollektiv kommt, und dass man neben dem Nixda auch miteinander persönlichen Kontakt hatte. Und bei uns war's zum Schluss so, dass sich einzelne Gruppen gebildet hatten, die miteinander konnten, aber mit anderen wieder nicht«<sup>7</sup>, berichtet eine der Befragten. Ein anderer antwortet: »Der wesentliche Fehler ist, dass wir uns auch keine Lösung gesucht haben für die strukturellen Probleme, die zwischenmenschlich gelaufen sind. Wir haben nicht versucht, eine Struktur zu schaffen, die das auffangen kann.«<sup>8</sup>

Von den beschriebenen Problemen bis hin zur verwendeten Sprache lohnt sich an dieser Stelle der Blick auf einen Text, der in solchen Debatten gerne zurate gezogen wird. Anfang der 70er, also gut 25 Jahre vor unserem Interview hier, fremdelt die US-amerikanische Feministin Jo Freeman mit der Organisationsform der politischen Gruppen, in denen sie sich bewegt. Aus der radikalen Abkehr von patriarchalen Herrschaftsverhältnissen möchte die Frauenbewegung eine Ablehnung von jeglicher Hierarchie praktisch umsetzen. Folglich lehnt ein Teil gleich jede Form von strukturierter Organisation ab – droht diese doch immer wieder in die erlernten, patriarchalen Muster zu verfallen.

In ihrem Aufsatz »Die Tyrannei der Strukturlosigkeit« beschreibt Freeman 1972 ihre Erfahrungen mit diesem Ansatz und kritisiert die

angestrebte Strukturlosigkeit. Ihre Argumentation beruht dabei auf folgender Feststellung: »Die Idee der >Strukturlosigkeit< verhindert nur die Bildung einer formalen Struktur, nicht die einer informellen.«<sup>9</sup> Informelle Strukturen seien aber schwer durchschaubar und somit kaum sachlich und überzeugend zu kritisieren. Die Folge seien gewissermaßen unsichtbare Hierarchien, die weder demokratisch legitimiert, noch demokratisch änderbar seien: also Tyrannei.

Die politisch motivierte Ablehnung fester Strukturen findet sich freilich nicht nur in Freemans Zeit und nicht ausschließlich in der Frauenbewegung, sondern gängigerweise in hierarchie-kritischen Gruppen in der gesamten Linken – zu jeder Zeit. Welche Ängste dabei mit jener Strukturbildung einhergehen, finden wir auch sehr deutlich im Nixda-Interview. Fast schon, als antworte man auf Freemans Text, heißt es an einer Stelle: »Aber wenn du sagt, die Leute sollen Strukturen befolgen, mehr oder weniger nach dem Gehorsamsprinzip, dann sind das doch schon total kaputte Strukturen.«<sup>10</sup> Es scheint, als gäbe es nur zwei Optionen: Gehorsam oder Strukturlosigkeit, wobei Gehorsam selbstverständlich abgelehnt wird. In diesem Sinne stellt eine andere der Interviewten klar:

»Das Gehorsamsprinzip gab es bei uns doch überhaupt nicht. Es ist auch Blödsinn sowas einzufordern, weil das wollte ja niemand. Es gibt bestimmte Notwendigkeiten, wenn du so 'nen Betrieb führst: Du brauchst allein schon das Geld, um die Miete zu bezahlen. Und dass dafür gewisse Tätigkeiten ausgeführt werden müssen, das war manchen Leuten nicht ganz klar. Dann hast du nämlich ganz schnell auch einen Konflikt, der daraus entsteht, dass nicht klar ist, was zum normalen Arbeitsablauf gehört. Und so kamen immer mehr Leute dazu, die sahen: Es steht ihnen ja völlig offen, sich zu verhalten, wie's ihnen grad passt. Das hat dann das Kollektiv auch immer mehr auseinandergetrieben.«<sup>11</sup>

Es sind solche Beobachtungen, abzüglich der sicher vorhandenen patriarchalen Elemente, von denen Freemans Kritik an der Strukturlosigkeit ausgeht. Die Abwesenheit von Herrschaft soll ja nicht bedeuten, dass keine koordinierte Zusammenarbeit mehr erfolgen kann. Im Gegenteil – die beschriebenen Gruppenbildungen und der Verlust nachvollziehbarer Entscheidungsprozesse, bis hin zu dem Gefühl von Machtlosigkeit, seien

laut Freeman die Folge zu starker informeller Strukturen, das heißt: ein Mangel sinnvoller, demokratischer, formeller Strukturen. Sie schreibt entsprechend:

»Solange die Struktur einer Gruppe informell ist, kennen nur einige wenige die Regeln, nach denen Entscheidungen gefällt werden, und das Bewußtsein von Macht ist beschränkt auf diejenigen, die die Regeln kennen. Diejenigen, die die Regeln nicht kennen und für die Initiation nicht auserwählt sind, müssen verwirrt zurückbleiben oder unter der Wahnvorstellung leiden, daß irgendetwas geschieht, von dem sie irgendwie nichts wissen.«<sup>12</sup>

Anscheinend kam das Café Nixda an einen Punkt, an dem in Folge von Fluktuation kaum jemand mehr die Regeln kannte – und sie folglich auch nicht mehr galten. Womöglich ist an einem solchen Punkt auch keine Kraft mehr da für einen Rückweg in funktionale Strukturen – wobei Gehorsam oder Strafe ebenso wenig gemeint sind wie ein Weg zurück in die fragile Strukturlosigkeit, sondern Struktur im Sinne Freemans. Doch wie kann diese in der Praxis aussehen?

»Was würdet ihr anders machen, wenn ihr das nächste Mal so etwas aufziehen würdet?«<sup>13</sup>, fragt schließlich die *Dichtung und Wahrheit* jene Kollektivist\*innen des Café Nixda. Die Spannweite der Antworten spricht Bände: »Alles!«, heißt es von einer Seite – und von der anderen: »Ich würd's nicht mehr machen.«<sup>14</sup>

Kaum zwei Jahre später wird auch die *Dichtung und Wahrheit* ihr Ende verkünden. Überwiegend aufgrund der vielfach beschriebenen Krisen, Geld- und Personalmangel. Für ihre letzte Ausgabe, mit dem Titel »Aus die Maus«, beschließt sie nun, im Café Klatsch »einmal nach den Gründen für dieses erfolgreiche Überleben«<sup>15</sup> zu fragen. Auch in diesem Interview nehmen strukturelle Fragen viel Raum ein.

Eine der Interviewten schildert:

»Wir hatten anfangs immer großes Plenum, d.h. alle Leute haben daran teilgenommen. Und irgendwann haben wir überlegt, die Strukturen oder die Ergebnisse zu verbessern. Und dann haben wir vier Kleingruppen gebildet, die sich zu bestimmten Themen unterhalten haben.«<sup>16</sup>

Ein anderer nimmt diesen Faden auf:

»Es gibt ja auch Bereiche, wo jeder Mensch unterschiedliche Fähigkeiten hat und in denen auch besonders kreativ ist, sei es Küche, sei es irgendwelche Renovierungen und Neuerungen, sei es Veranstaltungen, oder auch Leute, die mit Zahlen jonglieren können. Da sind die Kleingruppen eine gute Idee.«<sup>17</sup>

Ein Dritter gibt ein anschauliches Beispiel:

»Es hat ja hier schon einige Innenraumrenovierungen gegeben. Und das war dann so, dass sich dann dieses Plenum mit 17 Leuten zusammengesetzt hat und fing an über Farben, Tongebung zu diskutieren, zu streiten und es wurde immer hitziger und immer hitziger, bis mal 'ne neue Farbe an der Wand war – und die Hälfte war dann immer noch unzufrieden. Und jetzt ist es so, dass in einer Kleingruppe das Ganze vorbereitet wird. Es werden Entwürfe gemacht und die werden dann praktisch vorgelegt. Und insofern ist das eher eine Arbeitsteilung. Dann haben wir auch gesagt, dass den Gruppen ein bestimmter Etat zur Verfügung steht, d.h. Einkäufe bis zum bestimmten Level können selbstständig getätigt werden. Das ist ein Wechselspiel: Wo Leute merken, dass es wichtig ist, dass die Meinung aller zählt, wird die Diskussion ins Plenum getragen.«<sup>18</sup>

Der Interviewer fasst also zusammen: »Mit vielen Kleingruppen, die quasi ein dezentrales Muster bilden, ist das vielleicht ein Grund dafür, dass das funktioniert, dass sich keine Chefriege bildet, in der 2 bis 3 Leute letztlich doch die Fäden in der Hand halten.«<sup>19</sup> Ja, das scheint im Wesentlichen die Idee zu sein. Ganz Ähnliches findet sich bereits in Freemans Liste von Praxisvorschlägen:

»Streuung von Autorität unter so viele Leute, wie vernünftigerweise möglich ist. Dies verhindert eine Monopolisierung der Macht und zwingt diejenigen, die Führungspositionen einnehmen, viele andere Mitglieder zu konsultieren. Außerdem wird dadurch vielen Gelegenheit gegeben, für spezifische Aufgaben die Verantwortung zu übernehmen und dadurch verschiedene Fähigkeiten zu erlernen.«<sup>20</sup>

Mit einer solchen Struktur knüpft das Café Klatsch nicht zuletzt an die ursprüngliche Struktur der *ersten Elf* an. Auch sie organisierten das Café Klatsch, wie wir uns vielleicht erinnern, in Arbeitsgruppen.

An anderer Stelle beschreibt Jo Freeman einen weiteren Aspekt, der sowohl im großen Plenum als auch in den Kleingruppen eine entscheidende Rolle spielt:

»Bei jedem Treffen einer kleinen Gruppe kann dir jeder, der ein scharfes Auge und gespitzte Ohren hat, sagen, wer wen beeinflusst. Mitglieder einer Gruppe von Freunden werden mehr aufeinander Bezug nehmen als auf andere Leute. Sie hören aufmerksamer zu und unterbrechen weniger; sie wiederholen gegenseitig ihre Kernpunkte und geben freundlich nach; sie ignorieren oder bekämpfen die ›outs‹, deren Billigung für eine Entscheidung nicht notwendig ist.«<sup>21</sup>

Ganz Ähnliches beschreibt einer der 1998 interviewten Kollektivist\*innen auch hinsichtlich des Café Klatsch:

»Gerade in Krisensituationen tauchen Leute auf, die zueinander mehr Draht haben und sich dann extern getroffen haben und mit bestimmten Rettungskonzepten vormarschieren wollten. Und dies Kleingruppenkonzept soll in meinem Verständnis das immer wieder aufbrechen.«<sup>22</sup>

Ob damit das Positionspapier rund um das Restaurantprojekt gemeint ist?

Seine Kollegin wendet ein:

»Aber ich seh das nicht so, dass die Kleingruppen vorrangig dazu dienen, dass Hierarchien verhindert werden. Sondern für mich haben sie ausschließlich den Sinn, dass Themen vorgeredet werden, so dass es nicht so zeitraubend ist auf dem großen Plenum. Es ist teilweise auch schon andersrum passiert, dass wegen der Kleingruppen so eine Hierarchie entstanden ist.«<sup>23</sup>

Diese Möglichkeit räumt auch Freeman ein. Eine klare formelle Struktur besiege informelle Strukturen niemals restlos. Sie nehme ihnen lediglich »ein Stück ihrer vorherrschenden Kontrolle« und schaffe vor allem »einige Mittel zu ihrer Bekämpfung«<sup>24</sup>. Sie streift dabei auch einen weiteren, interessanten Punkt. Denn der strukturlose Ansatz hat, wie wir sehen, in allen Gruppen ungeheuer ähnliche Effekte, offenbar selbst über die Jahrzehnte hinweg. Eine klare Struktur, sofern sie demokratisch legitimiert ist, besitzt hingegen die Eigenschaft, auf die Bedürfnisse und Problemlagen einer Gruppe abgestimmt werden zu können. Seit jeher chronische Hauptquelle für Hierarchien, im Café Klatsch zumindest, ist die Finanzgruppe. Egal, ob jemand ein Plakat entwerfen, eine Maronensuppe kochen oder sich für einen hochwertigeren Staubsauger einsetzen

möchte, alles kostet am Ende Geld. Wer also weiß, wie es um die Finanzen steht, oder zumindest den Eindruck vermitteln kann, es zu wissen, kann größeren Einfluss auf die Belange des Betriebs nehmen als andere.

Wir haben gehört, dass ein Etat für jede Kleingruppe, durch das große Plenum basisdemokratisch beschlossen, diesem Mechanismus entgegenwirken kann. Das Café-Klatsch-Kollektiv geht gegen Ende der 90er jedoch offenkundig weiter, wie einer der Interviewten erzählt: »Wir sind zu zweit jetzt reingegangen in diese Finanzgruppe. Und wir haben keine andere Aufgabe außer der, zu koordinieren und die Informationen aus diesen einzelnen Bereichen wieder ins Plenum zu bringen.«<sup>25</sup> Solche kommunikativ-koordinierenden Schnittstellen, die das basisdemokratische Moment in der Struktur erhalten, sind unverzichtbar. Werden die Aktivitäten der Gruppen nicht von einer solchen Meta-Gruppe begleitet, deren Diskussionen unabhängig ins Großplenum getragen und mögliche Baustellen der Koordination und Kommunikation zwischen den Gruppen abgearbeitet, droht die formelle Struktur immerzu in informelle Muster zurückzufallen. Zumindest ist das die Erfahrung im Café Klatsch und auch bei Freeman ein zentraler Punkt ihrer Praxisvorschläge: »Informationsverbreitung an alle so oft wie möglich. Information ist Macht. Zugang zu Information erhöht die Macht«<sup>26</sup>, heißt es zum Beispiel.

Darin liegt – etwas versteckt, aber doch klar – eine starke Position hinsichtlich einer der Grundfragen selbstverwalteter Arbeit. Wenn es das Ziel gesunder basisdemokratischer Strukturen ist, die Macht aller zu erhöhen, um die Gleichberechtigung stabil zu halten, muss sich die betreffende Gruppe wohl von dem Spruch »Wir haben keine\*n Chef\*in« verabschieden. »Wir sind hier alle Chef\*in«, ist dann die aufrichtigeren Formulierung – und funktionalere Grundlage konzeptioneller Entscheidungen und Selbstbilder.

Auch das Thema der Fluktuation taucht schließlich im Café-Klatsch-Interview auf – wenn auch in einer anderen Konnotation als im späten Café Nixda: »Ich denke, ein weiterer Grund, dass so eine informelle Hierarchie im Café nicht entstanden ist, beruht zum Teil auf Fluktuation«<sup>27</sup>, bemerkt einer der Klatsch-Kollektivistinnen und zeigt sich zuversichtlich:

»Die Struktur schafft es über einen beachtlichen Zeitraum, sich immer wieder zu reproduzieren, dass auch immer wieder neue Leute Ansprüche von Selbstverwaltung hereingetragen haben und auch an die Arbeit im

Kollektiv.«<sup>28</sup> Seine Kollegin pflichtet ihm bei. Sie empfinde es als angenehm, » dass da permanent neue Einflüsse reinkommen und frischer Wind, sonst wäre das Café vielleicht wie damals und total verkrustet. Das ist >ne Anforderung an beide, an die alten wie an die neuen, sich irgendwo auf der Mitte zu treffen und Dinge gemeinsam zu lösen und einen Konsens zu finden.«<sup>29</sup>

In diesem Augenblick scheinen viele der in den vergangenen Kapiteln angesprochenen Probleme, zumindest hinsichtlich existenzieller Bedrohungen, im Griff – das Ruder, das dem Nixda aus der Hand geglitten war, herumgerissen. Noch im Sommer 1997, kaum ein halbes Jahr nach dessen Ende, bewerben sich einige aus dem Café-Nixda-Kollektiv im Café Klatsch – und tragen so auch zur Schließung der Lücken bei, die durch jene, von theoretischen Diskursen ermüdeten Ausgestiegenen entstanden sind. Die neue Gruppenstruktur, die sich bald als recht stabil erweist, lenkt auch die quälenden, abstrakten Auseinandersetzungen um Selbstverwaltung, Kollektivarbeit und Co. in erträgliche Bahnen – zumindest vorübergehend. Und so beginnt sich in diesen Prozessen auch der vielbeschworene Generationenwechsel zu vollziehen. Zumindest im Café Klatsch.